

Seine Konkurrentin.

Roman von
Fritz Gampfer.

Nachdruck verboten

22. Fortsetzung.
Da war das Wort, das er befürchtet hatte und dem selbst die Wärme des Tones, in dem es gesprochen war, die nasse Härte nicht nehmen konnte.

Er mußte das ihm aufsteigende bittere Gefühl gewaltsam unterdrücken, um ruhig weiterreden zu können und fuhr mit gepreßter Stimme fort: „Zu einem mit in seinem Entschließen bisher nicht klar gewordenen Mißerfolge in meiner Tätigkeit, von dem ich Ihnen nächster erzählen möchte, kommt die Niederlage der Kollegin, die, wenn der erwähnte Mißerfolg auch noch zu einer moralischen Niederlage in der Öffentlichkeit sich entwickeln sollte, was zu befürchten ist, das bisherige Praktisch an sich ziehen und mich völlig erwerbslos machen wird. In diesem Falle bitte mir nichts anderes übrig, als Zehlin zu verlassen und mit einem anderen Wirkungskreis zu suchen.“

„Das ist allerdings wenig, aber besser, gar nichts Gutes,“ sagte Sabine beobachtend und freute sich hohes Grade über ein so freies und aufrichtiges Zeugnis. „Und es ist mir zu verständlich, daß Sie mich nicht und niedergelassen sind. Und was wollen Sie mir nun von Ihren Mißerfolgen erzählen, Herr Doktor?“

„Ich halte Sie unnütz auf, Fräulein Thomen,“ versuchte er abzuweichen, als wenn ihn sein vorher gegebenes Versprechen gereue. Er warf einen Blick auf den Abendhimmel, an dem sich eine finstere Regenwand aufstautete. „Außerdem scheint es wirklich schlechtes Wetter zu geben, und ich muß befürchten, Sie in Ungelegenheiten zu bringen, wenn ich Sie zum Anhören meines Berichtes veranlasse.“

„Es regnet vorläufig noch nicht,“ beruhigte sie, seinem Blick folgend. „Und ich kann ja nachher etwas schneller fahren, um das Veräumte einzuholen.“

„Das wäre unverschämlich von mir gehandelt, wenn ich das zu einer Notwendigkeit werden ließe.“

„Aber, bitte, Herr Doktor, wozu alle diese Einwürfe. Ich will Sie natürlich nicht drängen, mich zu unterrichten. Aber da Sie mir versprochen ...“

„Sie haben recht, Fräulein Thomen,“ unterbrach er höflich. „Ich will mich kurz fassen, um Ihnen unnötige Zeitverwendung zu ersparen. Und er berichtete das Wissenswerte von seinem Briensbrüder Erlebnis.“

Sie erreichten unterhalb der Marktstraße. Und als sie um den Baum bogen und der Doktor seine Mitteilungen gerade beendete, kam ihnen Käthe Anwarus, gefolgt von ihren beiden Hundchen, auf dem Rabe entgegen.

Vogelgang wurde unangenehm überhastet zusammen. Er schloß sich peinlich berührt, ihr gerade in dem Augenblicke, da er die Sache, in der sie sich seitewegen bemüht hatte, erörterte, zu begegnen.

Während sie an ihnen vorüberfuhr, seinen Gruß mit einem leichten Neigen ihres Kopfes erwidern, glaubte er in ihrem verwunderten Blick einen leisen Vorwurf zu lesen, der ihm das Bedürfnis abzwang, seinen Mitteilungen hinzuzufügen: „Es scheint ja nun allerdings Aussicht vorhanden, daß Licht in die dunkle Sache kommt. Aber selbst dann bliebe ich für mich unangenehm, weil die öffentliche Meinung trotzdem ungünstig über mich urteilen würde. Und ein Arzt, dem man nicht unbedingtes Vertrauen entgegenbringen darf, sollte am besten aufhören, Arzt zu sein, wenigstens an dem Ort seiner bisherigen Tätigkeit.“

„Kannten Sie übrigens die Dame, die eben vorüberfuhr?“

Sabine bejahte. „Das heißt, soweit ich sie nach den Mitteilungen meines Vaters zu kennen glaube. Ihre persönliche Bekanntschaft machte ich noch nicht. Es war doch Ihre Kollegin, nicht wahr?“

Vogelgang bestätigte die Vermutung Sabines. „Ja, Fräulein Anwarus, die neue Nachbarin Ihres Herrn Vaters.“

„Von der er wenig angenehm denkt,“ sagte Sabine lächelnd, „und die er irgendwohin wünscht. Er hatte ich damals so auf Ihre Nachbarin gefreut und beobachtet es noch heute, daß er es umsonst tun mußte.“

„Ja, ich bin eben ein ausgesprochener Beschuß,“ sagte Vogelgang mit Bitterkeit. „Nichts gelingt mir.“

„Sie dürfen nicht völlig müllig werden,“ versuchte Sabine zu beruhigen. „Die Briensbrüder Geschichte ist ja natürlich etwas wenig Erfreuliches, aber ich wünsche, daß die von Ihnen vermutete Klärung erfolgt und noch alles zu einem guten Ende kommt.“

„Soffentlich, Fräulein Thomen.“ Er blieb stehen und streifte ihr die Hand hin. „Und nun leben Sie wohl. Ich darf Sie nicht länger verläumen. Gaden Sie vielen Dank für Ihre freundschaftliche Interesse.“ Er wäre noch gern weiter mit ihr zusammengegangen, hätte noch länger mit ihr sprechen mögen und empfand etwas wie tiefe Niedergelassenheit, daß er sich von ihr trennen mußte. Es legte sich wie das drohende näherkommende Gewölk auf seine Seele und nahm ihr das helle Licht, dessen er sich während des Zusammenlebens mit ihr erfreut hatte. Und wie lange würde es noch dauern, dann verließ sie Zehlin überhaupt, und die Möglichkeit, sie zu sehen, war damit für lange Zeit vorüber. Es war ihm, als wenn dieses Auseinandergehen ein Schicksal für immer bedeute.

Aber würde es nicht das beste sein, daß ihre Wege schon heute sich trennten? War es nicht zu ... ein Wiedersehen herbeizubringen? Sie streifte offenbar einer Zukunft zu, die es ihr ermöglichen sollte, allein mit dem Leben fertig zu werden. Was würde sie da nach einem Menschen fragen, der, wie es bei ihm der Fall war, nichts zu bieten hatte, dem es Mühe machte, die eigenen Minderwertigkeiten zu überwinden?

Sabine hatte seine ihr darbotene Rechte mit freundschaftlichem Entgegenkommen ergriffen und sagte: „Sie haben nichts zu danken, Herr Doktor, und Sie haben mich nicht verläumt. Ich möchte herzlich, daß Sie mir bei unserem nächsten Wiedersehen eine günstige Entwicklung der Dinge berichten können.“

Die Wärme ihres Tones und das freundliche Licht, das aus ihren Augen kam, taten ihm wohl. Etwas wie neupföfente

Freude begleitete ihn auf dem Heimwege und breitete über die nächsten Tage ein schimmerndes Licht. Und seine Gedanken waren oft bei Sabine Thomen.

10.

Simon Knütter fand keinen Ausweg mehr. Er kam sich vor, als wenn er in einen Irrgarten geraten sei, dessen Pfade sich immer mehr verirrten. Überall wuchsen undurchdringliche Dornenhecken auf. Und die Dunkelheit nahm zu.

Zuerst der geheimnisvolle Besuch des jungen Mädchens, das etwas, was flatternd unter der Erde verborgen lag, mit einer spielenden Leichtigkeit, die vom Bösen verlassen schien, ans Licht gezerrt hatte. Dann die Unterredung mit der Gräbigen und ihr dabei bezeugtes, ihm völlig unerklärliches Verhalten. Er war sich vorgenommen wie einer, den man der wilden See in einem kleineren Boote preisgibt. Nette dich, wenn du es kannst! Wenn nicht, dann gehe zugrunde. Ich werde dir nicht helfen.

Und nun das Neue, das ihm völlig folgenlos machte: die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Fräulein von Brandt.

Simon Knütter sah in diesem Ereignis, von abergläubischer Furcht gestört, ein Leben aberirdischer Mächte. Denn daß seine Herrin ihrem Leben durch Selbstmord ein Ziel gesetzt hatte und der irdischen Gerechtigkeit aus dem Wege gegangen war, wußte er nicht, wie es auch im Briensbrüder Herrenhause niemand wußte, da Katharina von Brandt die Spuren, die das gewalttätige Ende verraten konnten, zu vernichten gewußt hatte. Die Wamille, die sie als erste und einzige am anderen Morgen tot auf ihrem spärlich einfaßen Lager gefunden, hatte aus eigener Wachtoollkommenheit als Ursache des Todes an dieser Welt Herzscheid festgestellt und für das Bekanntwerden ihrer Unwissenheit Sorge getragen.

Aber Simon Knütter glaubte nicht an Beschäftigung noch an einen anderen natürlichen Grund als Todesursache. Er war davon überzeugt, daß der Böse seine Hand im Spiele hatte, der sich des Beistehes einer schuldbelebenden und verdorbenen Seele versichert.

Und nun ästerte der Schächer von Nech um das Schicksal seiner eigenen Seele. Denn sie war ja auch schuldbelebend und verlor.

Nach der Art abergläubiger Menschen glaubte er in verchiedenen Begebenheiten des Alltags, denen er unter gewöhnlichen Umständen keinerlei Bedeutung beigemessen hätte, warnende Anzeichen dafür zu erblicken, daß der Böse ihm ebenfalls auf den Fersen lieh.

Sein Ausstreifen am Morgen hatten die Schafe ängstlich gestutzt, als sie an die über den Hibergraben führende Brücke gekommen waren. Der Nebel zog in flatternden Fäden gegen den Wind, und die Sonne kam bis zum Mittag wie ein blaßes Gesicht im Dunst. Der sonst so ruhige Hund umschlich die Herde nur und rieg die Rute gelockt. Er war schon und hatte einen ängstlichen Blick. Der Mond lag blutrot hinter einer dunklen Wolkenwand auf. Und in der Nacht, als Simon Knütter der Bedeutung der merkwürdigen Ereignisse ruhlos nachgrübelte und dem dumpfen Klagen des Herbstwindes lauschte, der wie im taubenden Sunden nach einem Eingang um das Haus schlich, vernahm sein Ohr den unheimlichen Ruf des Käuzchens. — Es schien in dem großen, schon entblätterten Birnbaum, der vor dem Fenster der neben dem Wohnraume liegenden Kammer stand, zu sitzen und rief in regelmäßigen Abständen, immer dreimal hintereinander, sein häßlich klingendes „Komm! komm!“

Dem Schächer trat dabei, kalter Schweiß auf die Stirn. Er lag regungslos und pulste das harte Pochen seines Herzens wie Hammerschlag. Ein wahnwitziges Grauen packte ihn. Er zwang seine zitternde Rechte, daß sie das Kreuz fühlte, und quälte im sinnlosen Wappern ein Vaterunser über die Lippen.

Aber die grauemoelle Angst blieb und stieß ihm schier das Herz ab. Was konnte er nur tun, um sich davon zu befreien? Wie in einem ungewissen Licht, einer matten Dämmerung, glaubte er die Rettung zu sehen. Aber sie beachte ihn so etwas Ungeheuerliches, daß er nicht den Mut fand, an ihre Ausführung zu denken. Aber ein hartes Drängen rief ihn mit gewalttätigen Fäusten immer wieder hinzu. Er schloste und kränzte sich wie unter körperlichen Schmerzen und hatte das Gefühl, am Rande eines endlos tiefen, gähnenden Abgrundes zu stehen, von einer unerschöpfbaren Sand hinabgelassen zu werden.

Und wußte: das alles wird sein Ende finden, wenn ich mich in die Arme der Rettung flüchte, und einem Menschen mein in einer dunklen Stunde bezeugenes Verbrechen beichte. Und er wußte auch, wer dieser Mensch nur sein konnte.

Aber trotz dieser gewissen Überzeugung kränzte er sich noch lange, den Weg der Rettung zu befreiten. Er bäumte sich dagegen auf und kämpfte in Angst und Verzweiflung einen harten Kampf. Bis er plötzlich zusammenbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Sprechende Ziffern.

Allerhand interessanter Kleintram von

Prof. P.

(Nachdruck verboten.)

In den Stunden des stärksten Verkehrs fahren über den Potsdamer Platz (Berlin) jährlich 360 Straßenbahnwagen.

Die Meereswellen haben gewaltige Kraft, sie können bei heftigem Sturm Felsblöcke von 50 Zentnern Gewicht weit hinein ins Land schleudern. Bei Erdbeben erhöht sich mit der Kraft des Wogenpralls auch die Geschwindigkeit der Sturmfluten; sie vermögen dann in einer Stunde über 700 Kilometer zurückzulegen.

Die moderne Industrie verbraucht jährlich rund eine Milliarde Tonnen Steinkohle, was einem Seigtwert von 6000 Millionen Kalorien entspricht. Die Sonne lenkt uns alljährlich das fünfzigfache Licht dieser Wärmemenge.

Bei der Anlage von Kanalisationen wurden in Baden-Baden römische Bäder-Ruinen gefunden, durch die der Beweis dafür erbracht ist, daß schon vor 2000 Jahren den Römern die Heilkraft der Quellen bekannt war.

Die ersten Pflanzmaschinen wurden im 12. Jahrhundert in Silber geprägt. Aus dem Jahre 1494 stammen dann die Kupferpläne, als das geringwertigste unserer Zahlungsmittel.

Manuskripte berühmter Schriftsteller des Altertums wurden sehr hoch im Preise bemerkt. Pomptius Andronikus bekam für ein Manuskript 1600 Seltzer = 3360 Mark und Plinius 4000 Seltzer = 8400 Mark.

Die größte technische Bäckerei Deutschlands ist die des Reichs-Patentamts. Sie umfaßt rund 141000 Bäckerbände und 10000 Bände Patentmaschinen.

Der größte bisher bekannte Meteorstein wurde im Jahre 1794 in einem brasilianischen Urwald gefunden und wiegt 5360 Kilogramm.

Nach einem am 26. April 1803 beobachteten Sternschnuppenfall von ungeheurer Ausdehnung hat man 3000 Meteorsteine aufgefunden, von denen die größten 8 Kilo, die kleinsten 8 Gramm wogen.

August Hermann Franke, der berühmte Pädagoge, gründete 1695 mit einem Gehalt von 4 Talern und 16 Groschen ein Armenheim und errichtete so aus seinen Anfängen das bekannte Waisenhaus-Institut in Halle.

Der Dolomiten-Hias.

Von

Carl Weissenstein.

(Nachdruck verboten.)

Die Collierin mochte ganz allein in dem Häußl am See. Erich kein Wind über das Wasser, so faden die am jenfeitigen Ufer aufstehenden Berge mit ihren spizen Gipfeln bis auf den Grund, und kam ein Mensch vorbei, einer von der gewöhnlichsten Sorte, so blieb er einen Augenblick stehen und verließ das Spiegelbild der Berge mit der Wirklichkeit. Er sah, daß im Wasser kein Baden sei, so ging er befreit weiter. Stund man drüben am Bergufer, so sah man zuerst das Häußl, und war es gerade Montag, so sah man die Collierin auf dem Waschlager bei eifriger Arbeit. Der Waschlager war ein kleines vierreihiges Holzpodium, das vom Ufer ins Wasser hineinragte.

In mondellen Nächten konnte einer, dem die weiße Frau am Sonntag zum Eintritt in diese Welt verlossen hatte, ein anderes Bild sehen. Da sah die Senze auf dem Podium ein feuchte und schmale nach dem andern Ufer hinüber. Dort sah der Rix und feuchte und schmale herüber. Stützte sich dann ins Wasser und schob wie ein Hecht, der nach dem Rabe schnappt, nach der Rixe. Die Rixe sah sich ins Wasser zurückfallen und, wenn der Rix einen Augenblick aufstauete, um zu sehen, ob er das Ziel seiner Schwimmt auf dem kürzesten Wege erreichte, sah er den leeren Platz. Aber noch ehe Enttäuschung sich seiner bemächtigen konnte, war Jero an der Seite Beandere, und ein glückliches Paar mehr besüllerte den See. Anete dann die Collierin am andern Morgen auf der Stelle, so mochte es wohl sein, daß sich ihrer Brust auch ein Senzer entrang. Ein Senzer, der aus der gleichen Quelle floß wie die Senzer der Rixe. Ja, soich ein Wassererschöpf hatre es leichter als die Menschen! So wie die Collierin ihrer Bestige auch andersant hatte nach einem, der sie ins Brautgemach führen sollte, es hatte sich keiner gefunden. Im Dorfe nicht, auf den Nachbergehungen nicht und draußen in der Welt schon gar nicht. Schön war sie genug nicht, aber, o Lieber Gott! es gibt doch so viele Umstellungen zwischen Ehen und dem Gegenteil, und die Collierin war eine Umstellung.

Eines Tages, im Mai, als Rixe und Rix wieder nächlich ihr unterhaltames Spiel getrieben hatten und die Collierin seufzend auf dem Waschlager tanzte, kam auf der Seeferne ein fremder Herr daher. Herr? Ra ja; wer Sinn für Romantik hatte, konnte den Fremden wohl so nennen. Wer ihn vom Gesellschaftspunkt aus betrachtete, reichte ihm ohne Gemütskräfte in die Klasse der Handreicher ein. Besoff, seine Kinder und ähnliche juristische Kenntnissen mochten einen weiten Bogen um ihn. Aber hierer Umweg hätte unterbleiben können. Der Gut — war es noch ein Gut? — sah ihn mehr fed als mild auf dem See, und wenn dieses auch nicht ausah, als ob ihm sein Besitz regelmäßig jeden Morgen mit Kamn, Birne und Spiegel zu Leibe ginge, so mochte es in seiner Urnachfülle doch einen ansehenderen Grund als die dürftige Mähne manches Salonidnen. Der Herr — wir sind der Romantiker zugeneigt — blieb vor dem Häußl der Collierin stehen, mochte es wie ein König gegen Hofnarren, hatte dabei die Vorstellung von der allerfeinsten Scheidemünze, ging aber doch hinein. Es kam ihm etwas wunderbar vor, daß er nicht so empfangen wurde wie gewöhnlich auf dem Seeberge. Die Collierin fragte ihn nach Namen und wozu er heute schon käme. „Nun, nach dem Namen — er habe noch einen? — fragte sie. „Nimm, Wladame, ich betriebe ab und zu das honeste Schufterhandwerk!“ Das „ab und zu“ betonte er, nicht das Handwerk. Das letzte „ab und zu“ läge wohl schon weit jurtd; fragte die Collierin weiter, indem sie die Stiefel des Wanderers betrachtete. Der verstand den Blick und erdandigte sich folgende, ob wohl hier im Dorfe zurzeit ein Schmelz für ihn frei sei. Die Collierin machte eine Air auf. Der Herr erschrak, denn man sah hinter der Air alles das, was ein Schufterberg in Bewegung setzen kann. Wozu läge der ganze Kram, seit der „Worte“ zuletzt immer mehr die Wüste mit der Wie der Wüste nach habe, aber das Gericht lasse nun einmal nicht mit sich haben, wenn man auch noch so freudig verliere, die Restteile sei auf gesetzlich zulässigem Wege erworben.

Der Fremde lag neugierig einem dahinsiehenden Bogen nach, drehte sich darauf um und betrachtete das letzte Bild Wegs, das er gekommen war. Ein Gefühl, das nichts mit vier Händen zu tun hatte, flog in ihm auf, schon wollte er den Umarmungsdruck des Blauen einen Laut von sich, und dieser Laut wurde zum Triumphgeschrei. Zum Triumphgeschrei der bürgerlichen Wohlstandigkeit über das Mißgeschick und Ungelübene.

Und da sah nun der Geselle am andern Morgen auf dem Schmelz und hämmerte und hämmerte. Tagtäglich von früh bis spät. Er sah nicht auf bei der Arbeit, um seine zehrenden Wollen zu sehen und sein Bild der blauen Ferne. Diese Gemütsverfassung kam den zerrissenen Stiefeln des Dorfes zugute; je mehr aber die Stunden der Schube geflohen, um so zerrissener wurde das Fäders Seele. So war der Fremde nun schon lange Wochen bei der Gollerein. Er war äußerlich ein neuer Mensch geworden, und es kam nicht mehr vor wie in den ersten Tagen, daß er „Krug“ allein am Tische saß. Die Gäste hörten ihm aufmerksamer zu, wenn er von seinen Wanderfahrten erzählte, und mancher rückte ganz nahe zu ihm hin, um sein Wort zu verlieren. So war der Winter gekommen, und wenn die Gollerein Scheit auf Scheit in den Dien streifte und das Feuer lustig emporflieg, so dachte der Geselle wohl, daß eine regelmäßige wiederkehrende Maßzeit doch etwas sei, das man nicht unbedingt zu verachten brauche. Aber dergleichen schwache Augenblicke hatte er doch nur selten.

Wenn ihm die Gollerein nur mit den Scheiten warm gemacht hätte, so hätte er wohl halbwegs ruhig auf seinem Schmelz sitzen können. Aber da sah der Bogen in der Reckplanne. Die Gollerein hatte außer den Scheiten noch eine Weintrube ausgefacht. Eine Kanne, die Weintrube. „Wenn a Mann im Haus is, schließt sich's doch ruhiger!“ das war ihr kühnster Morgenruf geworden. Der Geselle dachte: Nüßiger? Ist das Ruhe, wenn ich nachts vom „Krug“ heimkomme, und aus ihrer Kammer schwingen Sauser durch das Schlüsselloch? Und warum wurde sein Frühstück von Tag zu Tag reichlicher? Warum erzählte sie ihm jede Woche, daß da droben am Berge eine alte Bafe von ihr wohne, feinst, und eine schöne Saab' habe sie, und es sei weiter niemand da als die Gollerein, die dereinst den nächsten Anbruch darauf habe. Warum erzählte sie ihm das, ihm, dem das Grundbühnen aus dem Dolomitengebiet? Da wurde ihm ein einmal ängstlich zumute. Er sah einen Käfig aus Eisenstangen, und darin saß der Matthias aus der Rabe der „Drei Jinnen“, und die drei Bergspindel grinsten ihn an, und jede schien zu sagen: „Mit' d' alio glüdt' die'n bliest'n!“ und es machte die gedachte Lage nicht besser, daß die Gollerein vor dem Käfig stand und ein großes Stiid Juder durch die Rade schob. Von da ab saßen nachts regelmäßig zwei in dem Häußl. Einer auf der Ost- und eine auf der Westseite. Die Eisenbände des Käfigs schienen immer wieder zu klopfen. Er hatte fürchterliche Gefichter, der arme Dias. Eine ganz schreckliche Laufbahn sah er vor sich: Dmann's des Verhinderungsdienstes, Weingeordnet und schließlich gar noch Drahbühnen. Ihn kann nicht er mit der Behörde zu tun, und gewiß, Behörde muß sein, aber er, der Dias, ging von jetzt der Behörde gern aus dem Wege. Das fürchterliche Gesicht aber war sein Weidenstein. Hier ruht der ehrengeachtete Matthias Grundbühnen aus Hintertuch, verstorben im 85. Jahre seines Lebens. Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen! Das auch noch, Mein!

Eines Nachts im März, der Schnee war schon ziemlich geschmolzen, schlich eine dunkle Gestalt durch die Tür des Gollerein-Häußl. „Er bleibt nie pid'n!“ schallte es von der kleinen Anhöhe vor dem Dorfe zurück. Dann lief der Dolomiten-Dias, was die Beine nur hergaben, denn er hatte die menschliche Vorstellung, daß das ganze Dorf hinter ihm her sei, ihn einhole und ihn der Gollerein zu Füßen lege.

Allerhand Stadtmusik.

Von Julius Kreis.

(Nachdruck verboten.)

In einem alten Buch des Herthold Auerbach las ich neulich ein Anekdote mit dem so byzantinischen Titel: „Karrätschen in die Klavierle!“ Das nahm mich gleich für den Verfasser ein und ich berechnete im Stillen, ob es wohl die Entente so viel Munition übrig läßt, um den beglückenden Imperator „Karrätschen in die Klavierle!“ zur Tat werden zu lassen.

Inbes: ich kam zum Ergebnis, daß wir in Deutschland weit mehr Klavierle als Karrätschen haben und daß die „Laster- und Bedenkens“ wohl auch fernherb bei offenen Fenstern und Türen vertrieht, Erbsitten dazu beitragen kann, die unmenschlichen Leute um einen hülsen Feindbrot zu bringen. Wir sind überreichlich mit allerhand Musikal gesegnet und so lang diese Kunst bei geschlossenen Fenstern ausgeübt wird, ist sie nur zu preisen. So wenn das mit Recht so gefächte, erregende, „Gemeinsames“ die Herzen und Zimmernde erschüttert, oder wenn die kleine Lige ihr „Puppchen, du bist mein Augenspieler“ mit unentzerrter Hingabe an f statt sie einem in die Ohren augenstern, bis sie eines Abends bis zu „Konzertrück“ durchfloriert aus vor einer breiteren Öffentlichkeit als der Nachbarfenster, im Konzertsaal, die Menschheit in die Frotterammer der Töne einführt, so daß man mit Wilhelm Busch resignierend feststellt:

Mit Recht erhebt uns das Klavier
Wenn schön poliert, als Zimmerzier,
Ob's außerdem Genuß verschafft,
Weißt hin und wieder zweifelhaft.

... Bleibt hin und wieder zweifelhaft! — Aber wer schließlich nach all dem meint, man könnte gar keine Freude an allerhand kleiner Musikal finden, der ist erst recht auf dem Holzweg. Nur blüht je oft viel schöner, erhellender und herzlicher irgendwo am Weg, als im eitelsteigendängerten Konzerttempel. So lautet, die in all ihrer Schlichtheit und Kunstlosigkeit manchmal mehr an die Seele fragt, als das schönste „Solomusik“ im hellereuchten Saal.

Vom dämmernden Jartal heimzu über die Höhen! Eine kleine Feingartenkolonie liegt am Weg. Anleuchtet an die taßle Ruauer eines Großtadtblades buden zwischen den Jäumen die kleinen Lauben und Latten und Lattenhäuschen, überannt von Geisblatt, Sonnenblumen und Bohnen. Da und dort glöht durch das Dunkel ein kleines Licht aus einer Laterne, im leisen Sommerwind schaukeln ein glühend rotes Lampon. Stimmen gehen feierabendlich gedämpft hin und her, ein Rauch Tabak weht aber den Jaun und ein Biertrugbedel Tappert irgendwo. Und mit einmal hebt in der kleinen räumlichen Garten- und Schattentempel aus einer Laube eine Jiegharmonika zu spielen an, ganz sanft, lächle, flauben ich die Akkorde und Melodie zusammen, eine „Klampe“ fällt

in das Maurellavier ein und dann löst der Töpler Schützenmarsch durch den Abend, und die hemdärmeligen Musikanten haben ihre rechte Freude daran. Und als der letzte Laut verhallen ist, kommt aus den Nachbarlauben ermunternder Beifall. „Das Jieralt!“ Klingt und Klingt in die Nacht hinein und die „Schlagharmonik“ und das Lied vom „König Ludwig und seinen Schatzern und der hohen Reue!“ Und ganz zuletzt auch noch was fürs „Gmütl!“ Still ruht der See. — Und die Jiegharmonika schludrt und die Klampe zittert nur so im Tremolo des Weßfalls. Aber schon ist's halt doch und den Zeultin im Garten ist's wohl dabei und irgend was Gutes, Schönes wächst da in den Feierabend hinein über die kunstlose Musikla in die Menschengehirne. —

Am Jaun stehen ipate Ausflügler und ein altes Värchen verweilt, in den rüstigen Gesichtern liegt ein großes Hördn und eine braune jättrige Hand liegt am laufenden Ohr. Ein junges Paar wandelt vorbei und wandelt auf den Füßeln des Gesangs. — des Töpler Schützenmarsches. — Still ruht der See. — Sand in Hand, und die Musikal hintern Jaun schwingt in den Händen mit.

Ein schmuckes Einfamilienhaus steht hinter dem Schattentisch des Vorgartens, aus dem hohen offenen Fenster legt sich ein weiches Lichtbündel über Garten und Weg. Hin und wieder huscht der Schatten eines Frauenkopfes, ein Arm am hellen Vorhang weg und da — man hält den Schritt an: eine Geige kling! weid, singend bequimg in den Abend hinein und jetzt fängt sich der Füßeln ein und schmiegt sich in leichten Akkorden an und ein wunder- und behagliches biedermeierisches Rondo von Franz Schubert peilt und lugelt und plauscht und quillt in die Sommernacht hinein wie ein liebes Großvaterchmüden aus verklärter Zeit. — Hundert „Konzertrück“ ident man her für die eine Gabe am Weg in der Sommernacht.

Weiter ein Stiid Wegs. Buben kommen vorbei. Sie waren im Sols. Zwei schienen einen Reittigarten. Ein Kleiner sitzt oben drauf. Und voraus geht der Kavel mit dem Lauberfädel in der Linken und der Rundharmonika in der Rechten und die braunen müden Füße heben sich im Talt. Da geht's viel leichter nach langem Tag: „Ich hatt' einen Kameraden. — Und auch der Müßl hört man ein Stiid Wegs gerne zu.

Links und rechts reden sich die hohen Mietshäuser in den Nachthimmel. Es geht gegen neun Uhr. Auf der Straße röhren noch einige unentwegte Gahler, bis der Vater pfeift. Zwischen den hohen Häusern eingeklemmt liegt eine „Herberge“ — windhiefel mit vorpingendem Dach. Auf der Altane stehen ihrer vier Müdel und singen. Singen mit ihren hellen frischen Kinderstimmen alle Volkslieder, wie sie's in der Schul gelernt haben, die Stimmen gehen in Tränen nebeneinander und zusammen; Morgen muß ich fort von hier. — Was ich denn, muß ich denn. — In einem tühlen Grunde. — Kslein, Kslein, Kslein rot. —

Ganz ohne Kunst aber voll Freude am Lied und in der kindlich reinen, frischen Stimme lebt das Volkslied und eine reinere, schönere, lieblichere Zeit: Deutsche Landtschaft, deutsches Herz, Lieben und Lieben blüht am abendlichen Weg aus dem Kinderland auf.

Der Vater der Rechenkunst.

In wenigen Monaten werden 400 Jahre vergangen sein, seit in Erzurat das erste jener Rechenbücher Adam Rieles erschienen ist, die den Namen ihres Verfassers populär gemacht haben. Adam Riele, eigentlich Riele, der 1492 in Staffelslein bei Bamberg geboren wurde, waltete im Jahre 1521 als Rechenmeister seines einflussreichen Amtes in Erzurat, wo er das erste seiner Rechenbücher herausgab. In seiner Eigenschaft als Rechenmeister war er nicht nur als Rechnungsprüfer in der städtischen Verwaltung tätig, sondern er besah auch das Unterrichtsmonopol für die städtischen Schulen, die sich im 16. Jahrhundert zur Volksschule zu wandeln begannen. Sie waren in der Hauptache Rechen Schulen und bildeten so einen Gegensatz zu den höheren Schulen, die sich so gut wie ausschließlich mit den humanistischen Wissenschaften beschäftigten und für die praktische Rechenkunst keine Zeit übrig hatten. Diese war vielmehr den Volksschulen überlassen, und für die Unterrichtsvermehrung in diesen hatte der Rechenmeister Riele seine Bücher geschrieben, die sich in unzähligen schon dadurch unterscheiden, daß sie in deutscher Sprache geschrieben wurden, während die Mehrzahl der Rechenbücher des 16. Jahrhunderts in lateinischer Sprache abgefaßt war. Rieles Lehrbücher der praktischen Rechenkunst beschäftigten sich mit der „Rechnung auf der Linien“ und der „Rechnung auf der Feder“. Die dem Rechnen auf der Linien diente ein Tischreißer, eine Baub oder eine Schiefertafel, auf denen eine größere Anzahl paralleler, wogerechter Linien eingezeichnet war, die die Stellen des Zehner-Systems bezeichneten. Bei der praktischen Verwendung wurden die Zahlen mit Holzchen, Steinen und dergleichen „ausgelegt“ oder beim Ablesen fortgenommen. Darauf besteht sich auch der Ausdruck „auslesen“, der sich bis heutigen Togs in der Rechenweise erhalten hat, wenn man beispielsweise davon spricht, daß sich 5 von 5 aufhebt. Was nun das „Rechnen auf der Feder“ anbelangt, was man nach dem heutigen Sprachgebrauch das Rechnen mit der Feder nennen kann, so war dieses eine umständliche Rechenoperation, was sich schon dadurch erklärt, daß man bei sechsstelligen Zahlen die Tausender nicht aussprach, sondern sie in die einzelnen Zahlen zerlegte. Wollte man beispielsweise eine Zahl wie 789 325 158 ausdrücken, so sprach man zunächst 700 tausend mal tausend, 89 tausend mal tausend, 300 mal tausend, 25 mal tausend und 158. Adam Riele gab für die praktische Lösung die ebenso umständliche wie wenig einleuchtende Erklärung: „Seh hinden das du wissen wilt, das ihm am namen gleich ist, und das ein ander Ding beudet, ist mittlen. Darnach multiplizir, das hinden steht, mit dem mittlen, was lompf (herauskommt), teile mit dem fördern, so hastu berichtigung (Antwort) der frag.“ Man wird nicht belausen können, daß dies eine letzte und verändliche Erklärung des Rechenprozesses ist. Gleichwohl aber haben sich seine Rechenbücher „auf der Linien“ und „der Feder“ reich eingeführt und sind bis tief ins 17. Jahrhundert hinein in Deutschland in Gebrauch geblieben, und wenn man heute die Richtigkeit einer Rechnung betätigen will, so spricht man noch immer davon, daß sie „nach Adam Riele“ richtig ist.

Käselecke.

Preiszettel.

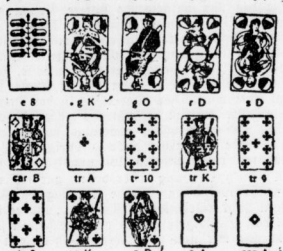
An der Lösung dieses Rätsels kann sich jeder Abonnent der Saale-Zeitung beteiligen. Der Lösung muß die Abonnementsquittung beigelegt werden. Beteiligen sich die Leser öfters an der Lösung des Rätsels, so machen sie den verbindlichen Erläuterung des Rechenprozesses ist. Gleichwohl aber haben sich seine Rechenbücher „auf der Linien“ und „der Feder“ reich eingeführt und sind bis tief ins 17. Jahrhundert hinein in Deutschland in Gebrauch geblieben, und wenn man heute die Richtigkeit einer Rechnung betätigen will, so spricht man noch immer davon, daß sie „nach Adam Riele“ richtig ist.

Münzen-Problem.

Zweimdreißig Pfennige werden in acht Quäufen so je 4 Stiid auf den Tisch gelegt und zwar in dieser Ordnung:



A (Vorhand) spielt Fichel-Sandpiel auf folgende Karten:

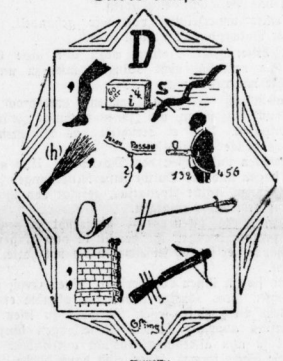


A verliert mit Schneider. B hat weniger Grün als Mor. Die Karten von C haben 32 Augen. — Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels? A. St.

Arithmetische Aufgabe.

Welche Jahreszahl im zwanzigsten Jahrhundert kann man auch verkehrt richtig vom Blatt lesen?

Bilder-Rästel.



Anfösungen aus der vorhergehenden Käselecke.

Preiszettel.

Wichtigste Vorräte landen ein aus Halle: Walter Becker, Behr, Etschke Benger, Charlotte Bester, Otto Biffhof, Käthe Breiter, J. Buchwald, Arno Braunmann, D. Damm, Walter Debus, Ida Luitz Dubs, Waldemar Fabel, Willi Friedemann, Belmont Friedrich, Frau M. Günther, Ludwiga Halberstadt, E. Hantsch, Frau Clara Hartmann, Frieda Herrm, Ilse Herrmann, Gertrud Hugo, Frau Else Keller, A. Kieckmann, Walter Koblhanen, Ernst Krogmann, Alfred Lesius, Fr. Linke, Frau Gertrud Lucas, Frau H. Meinde, E. Meisel, A. Müller, Paul Müller, Ursula Müller, Max Hünnerberg, Frau M. Rabe, Elisabeth Rabe, S. Rieh, Alexander Rube, E. Schabe, Elisabeth Schaffert, Karl Schäfer, Frau J. Schöbe, Ernst Schröder, J. Schröder, Fritz Schüller, Kurt Silber, Otto Stach, Else Stabe, Frau A. Stange, Heins Thomas, Tarrach, Fritz Ulfen, W. Vetter, Marie Wieses, Angebora Wasi, E. Weisbach, Hellm. Chr. Wolff, A. Wolzins, Martin Wöhl, G. Zinsin, Karl Zinsold.

Non auswärts: Aus Leipzig: Friedrich Droschke; S. Hübner; Trude Matties; S. Hübner; S. Hübner; G. Hübner; Solger; S. Hübner; Frau J. Schöbe, Ernst Schröder, J. Schröder, Fritz Schüller, Kurt Silber, Otto Stach, Else Stabe, Frau A. Stange, Heins Thomas, Tarrach, Fritz Ulfen, W. Vetter, Marie Wieses, Angebora Wasi, E. Weisbach, Hellm. Chr. Wolff, A. Wolzins, Martin Wöhl, G. Zinsin, Karl Zinsold.

Die fünf Hauptpreise erhielten: Alexander Rube, Walter Becker, Waldemar Fabel, E. Schula, Herbert Sommer.

Die fünf Trostpreise erhielten: Karl Müller, E. Zinsin, J. Buchwald, Frau M. Rabe, Kurt Silber.

Die fünf Hauptpreise sind: „Anarischen Romanenbuch, von Alexander Petzli; „Quo vadis“ von Henrich Schramm; „Weiterdramen“ von Goltz, Expt. Wessing; Die „Johanne“ von Dr. A. Arnold Kottum; „Jah!“ von Joh. Wolfstana von Goethe.

Die fünf Trostpreise sind: „Weiser-Ris“ von Charlotte Strach-Wessier; „Die Gouvernante — Das Jieghemädchen — Der vierjährige Pötel“ von Theodor Rießer; „Novellen Gedichte“, G. Lammasch; „Jah!“ von Friedrich Seidel; „Gedichte“ von Marie Graf Strachmuth.

Die Hälften werden abeten, sich ihre Bücher am Montag, dem 23. d. M., in unserer Redaktion, Gewine Braubowen, 17. I. Stod, abholen; den auswärtsigen Gewinnern werden die Bücher zugesandt.

Ein Umarmen der Bücher kann unter keinen Umständen gestattet werden.

Anfözung des Buchstaben-Rätsels.

Komplot — Komplot.

Die fünf Hauptpreise sind: „Anarischen Romanenbuch, von Alexander Petzli; „Quo vadis“ von Henrich Schramm; „Weiterdramen“ von Goltz, Expt. Wessing; Die „Johanne“ von Dr. A. Arnold Kottum; „Jah!“ von Joh. Wolfstana von Goethe.

Die fünf Trostpreise sind: „Weiser-Ris“ von Charlotte Strach-Wessier; „Die Gouvernante — Das Jieghemädchen — Der vierjährige Pötel“ von Theodor Rießer; „Novellen Gedichte“, G. Lammasch; „Jah!“ von Friedrich Seidel; „Gedichte“ von Marie Graf Strachmuth.